

## Kultur

## Generation Stagnation

Barbara Frey, die Direktorin, eröffnet die Saison am Zürcher Schauspielhaus mit den «Drei Schwestern» von Tschechow. Die Schwestern wollen nach Moskau. Und wir nach Hause.

Alexandra Kedves

Etwas fehlt. Der Salon im 50er-Jahre-Bungalow mit den Glasfassaden und dem Sichtbeton quillt zwar über: Vorn beschränkt ein breites Sofa den Bewegungsraum; an den Wänden stehen Klavier und Sideboards, auf denen Vasen, Blumen und Lampen einander den Platz streitig machen; über ihnen hängen, dicht an dicht, düstere Bilder mit dicken Holzrahmen; und Sessel, Stuhl, Klavierhocker, Stehvasen und Stehlampe behindern jedes Durchkommen. Allein vom Aufzählen wird man müde, aber eben: In der Fülle gähnt die Leere, aus Behausung wird nie Behütung – nirgends ein Ort, wo die Augen sich ausruhen und die Seelen sich erholen können.

Die Ohren übrigens auch nicht. Das Retroradio rauscht, Fetzen einer Ansprache sind zu hören. Zur russischen Hymne johlen die Herren der Gesellschaft: «Ein Hoch auf Irina!», während Friederike Wagners Olga vom ledergepanzten Sessel aus die berühmten ersten Sätze aus Anton Tschechows spätem Drama «Drei Schwestern» (1901) spricht: «Vor einem Jahr ist Vater gestorben, genau auf den Tag, fünfter Mai, dein Namenstag, Irina, kalt wars; ich dachte, ich überlebe das nicht, du warst ohnmächtig, wie tot. Jetzt ist ein Jahr rum, und für uns spielt es schon keine Rolle mehr.» Dabei starrt sie irgendwohin, nirgendwohin. Jedenfalls nicht zu ihrer jüngsten Schwester, die ihre Replik «Ich weiss nicht, warum ich so gute Laune habe» so schlecht gelaunt herausmault, dass das Publikum lachen muss.

1. Akt, 1. Szene, und schon ist eins so transparent wie die ganze Drehbühnen-



Das ist leidenschaftliche Leidenschaftslosigkeit, und darin brilliert hier fast jeder. Foto: zvg

Bungalow-Architektur von Bettina Meyer: Schauspielhaus-Direktorin Barbara Frey ist nicht bloss ein emphatischer Tschechow-Fan (sie inszenierte bereits «Der Kirschgarten», «Onkel Wanja» und «Platonow»), sie ist auch ein fanatischer Tschechow-Fan. Exakter, als sie es nun zum Saisonauftakt im Pfauen tut, kann man den Vierakter heute kaum inszenieren. Jede Regieanweisung, jeder Seufzer scheint da Eingang gefunden zu haben; Tschechows Grundidee einer komödiantischen Leerlaufdramatik mit monologisierenden Verzweigungsmonstern sowieso.

#### Wie Mascha schauen muss

So schrieb er etwa an seine Mascha-Darstellerin, seine spätere Frau Olga Knipper, dass sie nie ein trauriges Gesicht machen dürfe, nur ein zorniges oder nachdenkliches. Sylvie Rohrsers Mascha macht also oft ein genervtes, zorniges oder nach-

denkliches Gesicht, derweil sie über ihre verpfuschte Existenz als Ehefrau eines stumpfsinnigen Gymnasiallehrers in einer öden Gouvernementsstadt sinniert und sich in eine Affäre mit dem neuen Batteriechef Werschinin stürzt.

Überhaupt zeigen alle Frauen zu Beginn viel Bein. Olga, die unverheiratete Gymnasiallehrerin mit Migräne, die allzu verheiratete Mascha und die noch nicht verheiratete Irina, die wie ihr Verehrer Baron Tusenbach (ein furioser Christian Baumbach) noch an die Erlösung durch Arbeit glaubt. Sie zeigen viel Bein – und die Hoffnung auf ein wenig Ablenkung. Im Lauf der vier Akte freilich gehen sie dieser verlustig, auf böse lustige Weise. Dafür werden sie viel dunkles Tuch dazugewonnen: warme Mäntel, blickdichte Strumpfhosen, Rollkragenpullis. Kalt bleibt ihre Welt trotzdem. Und der graue Zopf des Dieners Ferapont wird länger

und länger: Siggis Schwientek gehört hier zum Zopf noch ein Kränzchen geflochten, denn wie er, als fast sprachloses Faktotum, die komischen Brüche ins Debakel treibt – das ist ganz grosser Stummfilm.

An den Traum von einem besseren Leben in Moskau glaubt nicht mal Nesthäkchen Irina. Wenn sie ihr «Nach Moskau, nach Moskau!» rezitiert, flattert sie flügelhalm mit den Ärmchen, und man möchte Dagna Litzenberger Vinet zum geglückten Mix aus Albernheit und Trägheit gratulieren. Und Stefan Kurt hat sich kaum als unglücklich verheirateter Batteriechef präsentiert, als er bereits mit routinierter Lakonie seine Sentenz über «unser Schicksal» loswirft, dass alles, was uns erstrebenswert erscheint, mit der Zeit vergessen und bedeutungslos wird.

#### Geschmeidig konventionell

Tschechow hasste Bühnensentimentalität. Und er hielt seiner Generation, der Generation Stagnation mit ihren viel schwafelnden Nichtstuern, den Spiegel vor. Barbara Frey wiederum inszeniert leidenschaftlich leidenschaftslos dieses Zuwenig im Vielzueviel. Das darf durchaus auch als aktuelle Gesellschaftsanalyse gelten. Sie holt das Universelle gerade dadurch heraus, dass sie das Stück nicht ans Heute klebt, sondern im Russland des letzten Jahrhunderts platziert.

Dass Tschechows Personal spüre, gegen die Zeit, die Liebe und den Tod keine Chance zu haben, und wie er diese Hilfslosigkeit mit Gnadenlosigkeit und Zärtlichkeit zeichne, mache seine Literatur zeitlos, ortsungebunden, meint die Regisseurin. Tschechow verpasst auch unseren lahmen, saumseligen 21.-Jahrhun-

dert-Seelen einen Tritt. Die Tatsache jedenfalls, dass allein am just zu Ende gegangenen Zürcher Theaterspektakel gleich drei Tschechow-«Verarbeitungen» zum Zug kamen, spricht Bände: mal iranisch minimalistisch, mal brasilianisch filmisch aufgebrezelt, mal als kurze Montage («Kleiner Bund» vom 29. August). Keine dieser Aufführungen allerdings klammerte sich so an ihren Tschechow wie die «Drei Schwestern» im Pfauen; und keine schob so gekonnt die geflügelten Worte, die schmerzhaften Weisheiten, die nihilistischen Gemeinheiten ins Rampenlicht. Das ist genau gemacht und besonders in den Solonummern und Duetten auch schauspielerisch glänzend. Fast jeder aus dem elfköpfigen Ensemble brilliert da und dort.

Trotzdem: Anfühlen tut es sich, insgesamt, wie ein mehr oder weniger konventionelles, wenn auch geschmeidiges Erzähltheater sich eben meist anfühlt – sterbenslangweilig. Und man sage nicht, das soll so sein, weil wir fühlen müssen, was die Figuren fühlen. Immer dann nämlich, wenn das grandiose Bühnenbild in Schwung kommt, wenn das Rad sich dreht, werden auch wir bewegt. Mal zieht die karge Betonwand an uns vorbei samt davor rauchendem Diener oder küssendem Paar, mal der vollgestopfte Salon, mal das unfreundliche Schlafzimmer, durch das alle durchtrampeln wie durch eine Bahnhofshalle. Das sind grossartige Snapshots mit grossartigem Soundtrack von Mussorgski über Ravel bis Barbara und PJ Harvey. Diese intensiven Zwischenspiele zwischen den Akten haben, was dem Abend sonst fehlt.

#### Kurz & kritisch

##### Kunst Im Nimmerland der Kunstgeschichte

Die Art, mit der er einen Fuss vor den anderen setzt, ist eine Spur zu bedächtig. Wie ein schüchtern Pantomime weist der Museumsführer den Besuchern den Weg in die obere Etage des Kunstmuseums Bern. Und als einige Minuten später das Klacken eines Absatzes zum saalfüllenden Hall anschwillt, ist klar:

In dieser Tour ist die Realität nur eine Möglichkeit von vielen.

«Existieren die Bilder auch, wenn du nicht mehr hinschaust?», fragt eine filigrane Frauenstimme beim Betrachten von Ferdinand Hodlers «Die Nacht». Die Besucher tragen hier aber nicht nur Kopfhörer, sondern bald auch eine Spezialbrille, durch die sich nur hell und dunkel unterscheiden lässt. So dekonstruieren Christer Lundahl und Martina Seidl in «Symphony of a Missing Room» den Raum, ohne eine einzige Wand zu verschieben. Sie lassen es regnen, ohne einen Tropfen zu vergiessen, und erkunden verborgene Räume, ohne Türen zu öffnen. Es ist ein Spiel mit der Gewohnheit, wie wir normalerweise Kunst betrachten, eine wahrnehmungsverändernde Reise ins Nimmer-

land der Kunstgeschichte. An den Händen wird der blinde Besucher durch das Museum geführt. Erzählt wird dabei keine matrixmässige Sensationsgeschichte, die Kraft der Imagination wird hier durch Beschreibungen von Gärten, geheimen Räumen und Berührungen an den Fingerspitzen freigesetzt. «Es ist ein immaterielles Kunstwerk, das sich erst im Bewusstsein des Besuchers entfaltet», so Seidl, die «Symphony of a Missing Room» unter anderem bereits in der Royal Academy of Arts in London zeigte. Die Geschichte jeder neuen Institution fliesst in die Arbeit ein, in diese «lernende Maschine, die ihre eigene Vergangenheit absorbiert».

Diese Form der Immersion macht deutlich, dass 3-D in den letzten Jahren nicht nur auf der Kinoleinwand stattgefunden hat, sondern auch im Reich des Gehörs. Und dass dieses, wenn es mit den richtigen Inhalten gefüttert wird, sogar noch einen viel stärkeren Sog entfalten kann.

Auch wenn die Brille nicht mehr da ist und man sich inmitten einer spiegelnden Kunstinstallation von Yves Netzhammer wiederfindet, klingt eine Frage der Museumstour nach: «Schau ich die Bilder an oder schauen die Bilder mich an?»

Xymna Engel

Weitere Führungen: 13., 14., 17., 18. und 19. September, diverse Zeiten.

#### Kulturnotizen

##### Eine Tafel für Reich-Ranicki

Mit einer Gedenktafel an seinem früheren Wohnhaus erinnert Berlin an Marcel Reich-Ranicki (1920-2013). Es sei an der Zeit, den Literaturkritiker in der Stadt seiner späten Kindheit und Jugend zu würdigen, erklärte Bürgermeister Klaus Wowereit. Die Tafel findet sich in der Güntzelstrasse 53 in Wilmersdorf; hier lebte Reich-Ranicki 1934 bis 1938. (sda)

##### Ein Leben für Shakespeare

Mit neunzig Jahren ist der britische Schauspieler Sir Donald Sinden gestorben. Er war vor allem durch seine Shakespeare-Interpretationen bekannt geworden und spielte in siebzig Film- und Bühnenproduktionen mit. Sein Leinwanddebüt gab er 1953 im Klassiker «Der grosse Atlantik». (sda)

Anzeige

Was Windkraft sonst noch alles bewirken kann, zeigen wir Ihnen in unseren Besucherzentren.

www.bkw.ch/besucher

#### Tagestipp Lesung

##### Zwischen New York und Addis Abeba

«Ausser unserer Hautfarbe haben wir kaum etwas gemeinsam», sagt Dinaw Mengestu über «New Africa», jene Generation jüngerer Autoren, die derzeit die englische Literatur aufwirbeln. «Aber es stimmt, dass wir alle mit gespaltenen Identitäten gross geworden sind.» Davon – vom prekären Zustand der Heimat- und Chloisigkeit und davon, wie die historische Realität auf den Menschen lastet – handelt auch Mengestus neuer Roman «Unsere Namen» («Kleiner Bund» vom Mittwoch). Morgen liest er in Bern.

Sonntag, 20 Uhr, Ono, www.onobern.ch